

Markovits, Andrei S.: Amerika, dich haßt sich's besser. Antiamerikanismus und Antisemitismus in Europa. Konkret-Verlag: Hamburg 2004. 239 S.

Das Ressentiment gegen die USA, von dem die politischen Eliten nicht verschont seien, gehört in Deutschland zur literarischen und politischen Anatomie, lautet die zentrale These des in Ann Arbor (Michigan) Politikwissenschaft und Soziologie lehrenden Autors. Vergleichbar sei sie nur mit der aggressiven Emotionalität, die sich gegen Israel richte. Beide würden eine verdeckte deutsche Identitätsdebatte widerspiegeln, auch wenn dieses normative Konstrukt mittlerweile ein europäisches Phänomen zwischen London und Athen, Stockholm und Rom sei. Schon das Foto auf der Titelseite mit dem Graffito USA, Israel mittels Davidstern eingebettet, und dem Zusatz „Auch Kerry ist Jude!“ – das Foto wurde an einer Hamburger U-Bahnstation aufgenommen –, veranschaulicht die enge Bindung zwischen Antiamerikanismus und Antizionismus mit antisemitischen Untertönen. „Kein Land dieser Erde ruft eine solche Totalität der Gefühle und Aversionen hervor, wie dies die USA und Israel tun.“ Nur wenige wie Matthias (nicht „Mathias“) Döpfner und Josef Joffe bleiben verschont.

Markovits beklagt für die vergangenen vier Jahre „eine schier unglaubliche, völlig freiwillige und unkoordinierte Gleichschaltung von Westeuropas öffentlicher Meinung in punkto Amerika und amerikanischer Politik“. Mit dieser Beobachtung beruft sich der Autor auf zahllose empirische Belege, auf Demonstrationen, Leitartikel und Zeitschriftenbeiträge, die von der Politik europäischer Regierungen „nur minimal abgewichen“ seien. Es wäre interessant, von Markovits zu erfahren, wie er denn Joschka Fischers Ausruf im UN-Sicherheitsrat an die Adresse Colin Powells „I am not convinced“ beurteilt und ob er offizielle und selbsternannte Emissäre Washingtons bei der nicht gerade geglückten Verteidigung ihrer Administration in Vortragsveranstaltungen und bei Podien erlebt hat. Ihm wäre aufgefallen, dass die Hoffnungen auf einen Wahlsieg John Kerrys am 2. November 2004 fast allgegenwärtig war, obwohl sich im Wahlprogramm des demokratischen Herausforderers nur taktische Differenzen in Hinsicht auf den Krieg im Irak gegenüber George W. Bush erkennen ließen.

Worauf also will Markovits hinaus mit seiner Kritik an einem ›allgemeinen und umfassenden‹ „Mißfallen, das zumeist keine konkreten Gründe oder Anlässe benötigt“? Gibt es für ihn tatsächlich keine Triebfedern für die öffentlichen Proteste und die Krisen in den amtlichen transatlantischen Beziehungen? Zeugen Zwischenüberschriften wie „Amerikas Verletzbarkeit“ und „Totalabsage an Amerika“ von mehr als beleidigtem nationalem Selbstwertgefühl?

Fritz Stern hat vor kurzem seine Dankbarkeit für die lebensrettende Aufnahme in den USA – „des Landes, das uns rettete, uns erzog und uns so viel gab“ – zum Ausdruck gebracht, ohne mit seinem „Abscheu“ über den Pomp der zweiten Amtseinführung Bushs hinter dem Berg zu halten. „Das Land“, so Stern, „nähert sich einer christlich-fundamentalistisch verbrämten Plutokratie.“ Es gebe keine hundertprozentige Garantie dafür, dass die USA nicht autoritär werden könnten (*FAZ 20.01.2005*). Um die hartnäckige Durchsetzung ihrer Interessen am Exempel des israelisch-palästinensischen Konflikts zu illustrieren: Jahrzehntlang sind die Europäer systematisch daran gehindert worden, in dieser Region ein eigenständiges politisches Profil zu entwickeln, und es wird sich – um ein anderes Beispiel zu nennen – noch zeigen müssen, auf welche Resonanz in Washington die jüngsten, von Berlin ausgehenden Anstöße zu einer Politisierung der Nato im Rahmen global definierter Verantwortlichkeiten stehen. Gerhard Schröder und Jörg Haider in einem Atemzug zu nennen, ist starker Tobak.

„Amerikas Ansehen in Europa ist in jedweder Hinsicht heruntergekommen“, resümiert Markovits aus seiner Präsentation von Meinungsumfragen. Er kommt nicht umhin, auf die tiefe Spaltung in der amerikanischen Öffentlichkeit selbst einzugehen, die bei ihm ebenfalls unter Antiamerikanismus-Verdacht steht. Worin der „Zusammenhang“ zwischen der Abwehr einer bestimmten Politik auf beiden Kontinenten besteht, der einen Unterschied aufs Ganze ausmache, bleibt wohl auch dem Autor verborgen, denn näheren Erläuterungen gibt er sich nicht hin, sieht man einmal davon ab, dass er Michael Moores Popularität im eigenen Land auf dessen gewitzte Art und Weise zurückführt, das konservative Establishment an den Pranger zu stellen. Ihm gegenüber geht dem „emotionalen Enthusiasmus“ der Europäer jeder intellektuelle Anspruch ab,

und Moore diene ihm lediglich als Rechtfertigung, seinem Antiamerikanismus freien Lauf zu lassen.

So sollen alle ihr Fett abbekommen, ob Journalisten, Bildungsexperten, Gewerkschafter, Kulturschaffende oder Fußball- und Radsportfans, Jürgen Habermas, Dominique Strauss-Kahn und Jacques Derrida – bei den beiden letztgenannten wird's allerdings leicht komisch, wenn sie für einen Antiamerikanismus herangezogen werden, der doch nach Meinung des Autors seine intimen Verflechtungen mit dem Antisemitismus nicht leugnen könne. Man muss auch kein Sympathisant der CDU sein, um Markovits' Kritik für abwegig zu halten, dass deren Ablehnung von „Primaries“ ein Amerika stigmatisierendes Schlagwort intonierte. Manches Beispiel wird als angeblich wichtiger Beleg für eine vorgefertigte Beweiskette herbeigezogen, zumindest überinterpretiert, so ein Schüler-Leserbrief zu importierten schwarzen Eichhörnchen, einer „Amerikanisierung im Tierreich“.

Die Leichtgewichtigkeit der Argumentation setzt sich bei Betrachtungen über die symbiotische Verbindung mit dem Antisemitismus fort; Markovits bezeichnet beide Phänomene als „Cousins ersten Grades“. Denn die Tradition des je aktuell politisch verbrämten, tatsächlich jedoch ideologisch tiefsitzenden Topos von der „Verjudung Amerikas“ ist spätestens seit dem Nationalsozialismus evident. Wenn der Autor allerdings den Namen eines prominenten ostdeutschen Theologen nennt, der sich mit Grausen von Martin Walsers Paulskirchen-Provokation 1998 abwandte, so könnte der Rezensent ihm eine persönlich erlebte Geschichte erzählen, die auf die behauptete intellektuelle Redlichkeit ein problematisches Licht wirft. Das Verstörende und Verletzende, das vom deutschen/europäischen Antisemitismus mit Blickrichtung auf Israel ausgeht, sind weniger die Überlegungen Markovits', die früher und andernorts vorgetragen worden sind.

Es liegt eine Portion Ironie darin, dass Markovits den Satmarer Rebbe Joel Teitelbaum, einen prononcierten Feind des Zionismus, gegen den Vorwurf des Antisemitismus in Schutz nimmt – und offensichtlich nicht weiß, dass eben jener Teitelbaum den Staat Israel wegen seiner säkularen Grundlagen des Antisemitismus bezichtigt. Es ist die unreflektierte Sympathie für die Palästinenser, die diese ihrer Würde als geschichtliche

Subjekte entkleidet, weil sie mit einer häufig peinlichen Unkenntnis der palästinensischen Gesellschaft, ihren Traditionen mit kulturellen Mythen, Tabus und rhetorischen Extravaganzen einhergeht. Es ist das nicht zu überschätzende Verdienst von Machmud Abbas, endlich Anspruch und Wirklichkeit einander annähern zu wollen.

Was bleibt? Es ist richtig, dass antiamerikanische Einstellungen ein partei- und weltanschaulich übergreifendes Phänomen sind. Doch wer zwischen autonomen Herleitungen des Ressentiments und seinen ursachengestützten Anlässen unterscheiden will, dem sei rhetorische Abrüstung empfohlen. Markovits behauptet, „vom Gegenstand, um den es geht“, nichts zu verstehen, es komme auf die Tonart an. Dass ist zu wenig für eine Streitschrift über ein ernstes und bewegendes Thema. Die methodologische Differenzierung möge hochleben.

Reiner Bernstein